

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 5 (1923)
Heft: 14

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementpreis: Für die Schweiz; jährlich Fr. 8.80, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet. Einzelnummern kosten 20 Cts.

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstrasse 43. / Telefon No. 61. / Postcheckkonto No. VI/1441.

Insertionspreis: Für die Schweiz; Die einjährige Normalzeile 30 Cts. Ausland 40 Cts. Restanten: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile. Schiffsbefreiung 50 Cts. Keine Verrechnung für Platzierungsverpflichtungen der Inserate. / Inseratabschluss: Donnerstag Mittag.

Nr. 14

Aarau, 7. April 1923

V. Jahrgang

Frieda Quenning.

Von C. Jgr.

II.

Einmal schreibe sie auf in einem Briefe an ihre Schwester:

Weißt ich, ich habe versucht, ein Mensch zu sein wie andere, ein Pflicht- und Biedermeier, der seine Arbeit fittsam und ordentlich nach der Uhr verrichtet und sich an dem Bewußtsein freut, ein bravcs Kind zu sein, — es ist mir schiefst bekommen. Ich frage mich und hier müßt ihr euch vorstellen, daß ich erst den einen und dann den andern bei den Schultern packe, als wenn ich so die Antwort aus euch herauszuschütteln könnte, die Antwort, die ich so förmlich begehrte, — kann ich denn nicht werden wie andere? Muß ich denn bis an das Ende meiner Tage das unruhige Element bleiben, das der Sturm beständig türmt und im Meerestum die Welt bedrohen läßt, und mozen muß, gleichgültig, bleiern, tot. Immer ein Spiel für jeden Druck der Luft? Ich bin es müde, es bringt nichts, es nützt nichts. Wie war ich eigentlich, zielbewußt, energisch, fröhlich — und wie bin ich nun müde, vage, ziellos, begehrend, feierlos, und weiß nicht wohin. So kam es: Ich hatte, wie gewohnt gearbeitet wie andere, o, nicht mehr, nur in derselben Sache, im Aus, ein paar Stunden lang, ein paar Tage, und ich ging herum und fragte mich: wann wird die Zeit kommen, wo du dieser Bessenschicht angefüllt sein wirst, wo sie zu dir kommen wird, wo deine Gedanken liebreich für dich weilen werden? So wie bei dem jungen K. S.? Er ist noch jünger als du, er hat Herz und Sinne wie du, aber was für eine Ruhe und Selbstverwirklichung, für eine unerfüllterliche Treue gegen seine Arbeit, was für eine Disziplin des Geistes! Und mir kamen schwere, bittere Tränen des Neides.

D, rief ich, ihr habt es gut. Ihr könnt wohl vorwärts kommen in dieser Welt der Arbeit! Ihr wißt nicht, was für ein Stück auf dem Boden ruht, die ein beweglich Herz und solche Augen und Ohren mitgerichtet. Wie kann ein Mensch wie ich arbeiten in eurem Sinne? Was lernte? Ich kann nur fliegen, fliegen, — ich kann nicht fliegen, fliegen und in Schweben sammeln. So in der Jahre ging ich vorgestern Morgen ins Kloster. Es war ein weicher Nebel, — und ich nicht ich der behaglichen Unklarheit nicht wußte, wie ich der oben goldenen Licht herab und fast hinter und schwarze katastrophale — und die letzten goldenen Blätter der Birken alteren vor Sonne und in den dunklen Tannen rechte sich eine heimliche Wärme und ein Drosselgeschrei so schmetternd, so scharf, — und mein Herz fürte auf, ich habe es nie so gehört — ich stand und hand, der inneren stampf kamte mich an den Platz, hinter mir die Unklarheit mit ihrem dumpfen Sälen, der unverständlichen Fiktion, und vor mir Licht, Leben, Natur. Eine Welt erglänzt mich, unangeführt, gegen die Menschen, ihre Häuser, ihre engen Kreise, ihre Vorschriften, ihre Moral, ihre Begriffe von Würde, eine Welt erglänzt mich gegen sie, die mir dies Licht mitgeben, das mich nun an sie bindet: ich muß, ich soll, es ist notwendig! Bedenke die

Ärztin! Dente, daß du auch mitteilen müßt, daß du auch dein Teilchen dazu beitragen müßt an der allgemeinen Weiterentwicklung. Gaben alle nicht auch für dich gewirkt; diese Schöpfung, die du nicht, haben sie nicht mitgemacht; dies Auge, dieses liebeglühende Herz, haben sie es nicht mitabgegeben? Müßt du nicht etwas wiedergeben? So sprach Vernunft, ernst und milde. Aber die ästhetische Phantasie schrie und schrie, und wollte nichts hören. O die Menschen, die Menschen, sie sind nicht meine Brüder! Dort, dort im Bilde, in den Bergen, das sind meine Brüder, — warum, warum verstehe ich ihre Sprache besser, ihr Leben, ihre Welt, ihr Sterben besser?

Da kam Fr. J. und ich ging mit hinein und sprach ganz leicht und trüppelnd und darunter pulsierte und klopfte bang und schwer und fieberhaft das eigentliche Leben. Und S. J. hing an und die Hände so unbeweglich, und die goldene Brille so fest auf den Augen und der Mund so ruhig und der Geist so ungehört und er sprach von der Sehnsucht der römischen Magistrat, ihren Rechten und Pflichten, und es schloß nur wenig, so hätte ich laut geheult — denn da lag sie vor mir, die bergige Heide, goldgelber, mit purpurnen Flecken, über denen der Nebel dampfte, und ich schritt in der heißen frischen Luft, durch Dampf und Moos, das Wasser rauschte, das Moorhum lag auf und sein Schrei rief mir die Klänge — ja, ja, ich war ein Jäger und über mir sang der Gucko, diese Freiheit verkörpert in einem Vogel, das herrliche Lied der ewigen unverletzlichen Natur, — da lag sie und ich atmete ihre Wärme, meine Brust befeuchte sich im Herzklopfen das Lied: „O t'hwild joys of living. The leaping from rock up to rock, the strong rending of boughs from the tree, the soft silver shock of a plunge in a pools living water“ — Kinder, Kinder, es war ein kritischer Moment. War in dem Augenblick ein Mann vorbei gegangen und hätte geäußert: Stieh ich in finsterner Mitternacht, oder ich ein durch Herz und Nieren gehendes Schen, hinaus wäre ich gegangen. Immerzu. Bis ich müde und matt geworden wäre. — Und dann hätte ich mich gefragt: was nun? und keine Antwort gewohnt. Bis jetzt hat mich ein gutes mittlerliches Schicksal noch gegnädigt, aber wenn es mich losläßt in der Einsicht auf mein Alter, — bin ich verloren. Aber es weiß vielleicht, was für ein Kind ich noch bin und hält mich noch fest. Nach zwei Kollegen war ich positiv krank und ging nach Hause, aber während der vorher ab an den See und lebte mich in die Sonne, und sie streichelte mich so lieb und gut und der See lächelte so freundlich und eine Stimme sprach: Sieh, wie ich für dich dies hinausgerat, dies Bild aus blauen Träumen und goldener Liebe zusammengeflohen, — aber ich hatte nur Tränen. „Ich darf dich nicht lieben, Kinder, dir, aber muß arbeiten, sagt man.“ — Ei, hatte die Natur, in doch, was du gerne tust. Und ich: willst du mich nähren und kleiden, wenn ich all bin, — o, da kam eine wunderbare Antwort: Fragen meine anderen Kinder so? Und näher ich nicht das Spätlein, nicht die Blume am Wege? Daß du kein Vertrauen? — Ah: Aber die Men-

schen sagen: — Da zog sich Natur zurück und verknümmte und ich blieb ratlos allein und weiß es nicht was der Sturm schlug, ging ich essen. — Aber ins Kloster ging ich den ganzen Tag nicht mehr, ich hatte mir einen englischen Roman und legte mich aufs Sopha und behandelte mein krankes Herz. Und es entflammerte, ich las und mir war wohl. Aber mit einem Mal sah ich aufrecht, und mein Kopf lag an der Lehne und ich weinte und weinte. Und warum? Ich darf es euch nicht sagen, ich hatte heimlich nach einem andern Kranken besorgt. — Als ich mich fast geweint, löste ich mich leicht, leise aus den Armen eines Toten, und radelte wieder ins Leben, und kam wieder, anherlich gesund und heil und wusch mich kalt und ging in den Verein zum ersten Mal — und machte Vorrede, einfach Furor! Ich war in der besten Laune, o, misstraut dem Boden, auf dem sie gedeiht, er ist unfruchtbar, und die Leute waren ausgezogen wie von einem Magneten. Ich habe 20 Fremdsprachen gelehrt, bin Mitglied der Theaterkommission, spielte in einem Stücke mit, ging noch mit zwei Studentinnen auf ihre Exkursion, sie brachten mich nach Hause, nach 12 Uhr war es, und ich ging lachend zu Bett. Aber meine Augen sind ich nicht, — o, was jammerte dies Herz! Ihr Leben, bedauert mich nicht, es muß solche Kämpfe geben. Mein Mut ist nicht verrückt noch vermindert. Irigendwas muß auch meine Stärke sein.

Ich predige so hin, als wenn ich mit mir selbst spräche. Ich weiß, tatkraftige, energische, kluge Menschen, schüttelt den Kopf und macht es besser.“

Man weiß gar nicht, wie die Auswucht treffen, so reich sind die Briefe und Tagebuchblätter, man muß sie eben selbst lesen, um diese reiche Frauennatur zu erfassen!

Schweiz.

Uns der Bundesstadt.

Bern, den 5. April.

J. M. Nach mittelalterlichem Brauch, der seit einigen Jahren wieder zu Ehren gekommen ist, findet die Turnierschlacht vom Münster herab der Bundesstadt den Mittvormorgen an. Hörner und Posaunen lassen klaffende alte Weisen erklingen, die Musikerorgeln geben für den Anlauf bearbeitet hat. Feierliche Stimmung zieht mit den ersten Klängen in Stadt und Landschaft ein. Aber auch die offensichtlich eingetretene politische Entspannung hat diesmal nicht bewirkt, was der zweiten Teil von Herrn Poincarés Antwort zu bedeuten hat: Bestehenheit Frankreichs an der Aufhebung der Zonen. Allein der ganze Notenwechsel wirkte bei uns doch wie ein reinigendes Gewitter. Das schweizerische Zusammengehörigkeitsgefühl ist wieder einmal aufgestaut und hat Kraft und Mut für die künftigen Kämpfe um das alte Recht gebracht. Unsere Landesbeschränken bedürfen jedoch einmütiger Bundesorgane; sie müssen sicher sein.

Die zwei Mädchen, die das dritte Paar bilden, sind Augustina und Maria; ich habe sie beide vor zwei Jahren noch in die Schule gehen sehen. Augustina ist vom südlichen Top, leicht, sehr schlank, sehr mager, ihre hohen, roten Haare sind lange, dünne Zöpfe sind voll herber Vielfältigkeit. Augustina, weicher und viel schöner in Maria, die ich vor kurzem noch gehabt habe und jetzt nicht mehr recht zu haben wage. Sie hat ein fröhliches Gesicht von früherer Farbe, mit fröhlichem Mund; nervös, heftiger, höhere Augen, braunes, volles Haar, und ich schon voll und humoristisch in Formen und Bewegungen, scheint etwas träge aber den Blick voll Kraft und Wille. Wenn ich ein junger Bruder aus dem Dorf wäre, ich würde keine andere nehmen als Maria. Sie trägt ein rotes Kleid, immer rotet sie Rot oder Rosa. Maria tanzt mit Augustina; ihr rotes Kleid erregt da und dort und verschwindet wieder im Bundesballsaal. Diese beiden tanzen sehr schön; sie sind voll von Geist, nicht mehr vom Heilen Ernst der Kindheit gebannt wie die Mädchen, noch nicht losgebunden und eitel wie die beiden Mädchen. In diesen beiden, in Maria und Augustina, doch am besten der hohen, jählichen Top des Mädchens, die frohe, an Vorhöligen und Kapriolen weiche Mut. Ueber ihr Scheitel spielt die grüne Schwämmchen aus ihren Zittern glänzt, ein kleiner Silberstein vom Zusammenhit der Haare, ihre Haare schreien helllich, ein so elastisch.

Dort unten, hinter dem schwarzen Gewand der Bundesballsaal, steht noch Licht, dort steht Mühsal. Dort tanzen die jungen Menschen, und andere stehen am Pflaster der Halle oder am Baumstamm, stehen an, loben, nicht lachen. Hier oben im Dunkel aber sitzen wir, wir Fremde und geben.

daß das Volk hinter ihnen steht, wenn sie energisch und zielbewußt auftreten sollten. In der politischen Landpresse diskutiert man jetzt die Frage, wer den ersten Schritt zu neuen Zonenunterhandlungen zu tun habe, die Schweiz oder Frankreich. Der Bundesrat prüft die Sachlage, die sich aus der letzten französischen Note ergibt, ist aber noch zu keinem Beschlusse gelangt. Die öffentliche Meinung geht bei uns eher dahin, daß die Schweiz keinen Grund habe, Vorstöße zu machen. Die Volksabstimmung vom 18. Februar habe den Willen zum Festhalten an den Zonen bezeugt. Darnach hätte vorzeitige Staat neue Unterhandlungen anzubahnen, der eine Anerkennung des bisherigen Regimes erfordert.

Auch die Frage wird erörtert, was zu geschehen habe, wenn Frankreich bei neuen Unterhandlungen, wie die letzte Note von Ministerpräsident Poincaré andeutet, auf ihrem Standpunkt beharrt. Man spricht von der Erneuerung des internationalen Gesellschaftsvertrages, oder von der Intervention des Völkerbundes. Französische Blätter, die sich ebenfalls mit diesem Problem beschäftigen, äußerten sich zugunsten der Intervention des Völkerbundes.

Die Zonenangelegenheit hat die Erinnerung an viel fröhlichere Vorkommnisse aus der Zeit der Verhändler Friedensverhandlungen wieder aufgerufen, die die Erinnerung an die Bundesraterei nach Paris. Schon hat sich für die nächste Session der Bundesversammlung eine Interpellation angekündigt, die Gelegenheit schaffen soll, die Auslandspolitik der damaligen Leiter des politischen Departements noch nachträglich unter die Lupe zu nehmen. Der Bundesrat soll angefragt werden, welches die wirklichen Gründe des Austrittes von Bundesrat Colson sind. In der Bundesstadt weilt jedermann, daß Herr Bundesrat Colson wegen langwieriger Krankheit seinen verantwortungsvollen Posten verließ. Anderes wird die Interpellation aus dem „merkmalreichen Haus in Bern“, aus dem Felix Wiggli in eine so schwarzsehende Schilderung schrieb, auch nicht herausfinden können.

Einschaltung des Briefschreibendienstes an Sonntagen.

In den Neuerungen, welche die eidgen. Postverwaltung vornehmlich im Interesse der Erzielung von Ersparnissen eingeführt hat, gehört die zunehmende Abhängigkeit des Sonntagsschreibendienstes der Briefschaften. Es wird dabei keineswegs diktatorisch vorgegangen; mit Vernunftgründen werden die Gemeinwesen für die Neuerung zu gewinnen. Daß man auf diesem Wege viel erreichen kann, zeigt die folgende Zusammenfassung aus dem Berichtsbogen des eidgen. Post- und Eisenbahndepartements pro 1922: Der Sonntagsschreibendienst im Anfang 1923 betrug insgesamt 88.5 Prozent der sämtlichen schweizerischen Briefschaften aufgegeben worden, nachdem die Städte Basel und Zürich für die veranschaulichte Durchführung dieser Neuerung gewonnen werden konnten. In nächster Zeit soll die Sonntagserhebung auch in Bern fixiert werden. Für die regelmäßige Abholung ihrer Postfächer am Sonntag schickten sich in Basel 134, in Zürich 187 Per-

Festsetzung.

Leitner Abend.

Von Hermann Heft.

Nach langer Stille und Dürre ist ein Regen gekommen. Donner hat den ganzen Nachmittag geknallt, ein paar Hagelkörner haben geknallt, nach dem ersten erlösenden Schmelzen Dampf hat aufgebläht sich herbeiziehend, wie ein nicht so nach Erde, Steinen und bittern Staub; es ist Abend geworden.

Im Wald, an der Schattenseite des Berges, liegen die Grotten, die Weinstöcker des Dorfes, ein kleines auserwähltes phantastisches Märchenland. Soeben, lauter Erzählen kleiner Schweizer Viehdiebhaber, die keine Mächtige haben, denn Dach und Haus verlieren sich im Boden, und tief in den Berg hinein sind die Felsenfächer gehöhrt. Da liegt der Stein in großen Häusern, Wein vom dortigen Herbst, und auch noch Wein vom vorvergangenen Ähren ab es nicht. Es ist ein lauter, sehr leichter, trüblicher Wein, von roter Farbe, er schmeckt süß und lauter noch Fruchtigkeit und tiefen Traubenblausen.

Wir sitzen bei einem Grotto, am hellen Waldhang auf kleiner Terrasse, die man auf ungeschickten Stufen erklimmt, und die kaum für einen oder zwei Tische hat. Umgeben heigen die Stämme der Bäume empor, alte riesige Bäume, Kastanie, Platane, Eiche. Sie streben hoch hinauf; durch ihr Gewebe blüht weißer Himmel; oft bin ich bei fallendem Regen hier geblieben, freieren im Walde, hundentlang, und von feinem Tropfen berührt worden. Wir sitzen im Dunkel, das ein paar fremde Klümpchen,

die hier kommen. In kleinen ledernen Tassen, weiß und blau gezeichnet, steht der rote Wein.

Unter unserer kleinen Terrassenfläche, senkrecht unter uns, ist immer röteltes Licht in der Vorhalle des Kellers; durchsichtige Luftgitter aller Buchsbäume bilden wir hinab. Weingläser blüht frei und am Kampfenstiel, ein Horn liegt auf dem Boden eines Mannes, der die kleine Steinplatte vor sich liegen hat. Er legt das Horn an, er neben ihm, nur halb sichtbar, nimmt die Zigaretten, und wie sie in spielen anfangen, flüstert auch noch eine dritte Stimme mit, ein zartes Polsterinstrument, an das Jüngling erinnert. Sie werden lachend, zurückhaltend, flüstern, nicht wissend, daß sie in kleiner, enger Vorhalle sitzen und wie ein Jünger haben. Ihr gedämpftes Spiel ist lässlich, frohmütig, herzlich, nicht ohne Würdigung und nicht ohne Humor, im Takt vollkommen sicher, in bewegung, die Stimmung aber nicht wölft sein. Diese Musik ist von oben herab, der Wein, den wir trinken; gut, unerschöpflich, lässlich, unverfälscht, ohne bestige Metze und ohne Tadel.

Kann haben, die Klänge uns erreicht, kaum haben wir auf unsere schmalen Füße, und umgewandelt, um alle nutzlos, in sich selbst. Tänzer da. In dem Welt von Tageslicht, der auf dem Pflaster vor dem Kelleringang noch ärgert, in dem Welt von Lampenlicht, der aus der Vorhalle fließt, tanzen drei Paare. Wir sehen sie durch das dicke Gitter der Vorhänge, das sie all noch verdeckt.

Das erste Paar sind zwei kleine Mädchen, eine Zwölfjährige, eine Sechzehnjährige. Die Größere ist ganz schwarz, schwarze Schürze, schwarze Strümpfe, schwarze Schuhe. Die Kleine ist ganz weiß, weiße Schürze, bloße Beine, bloße Füße. Die Zwölfjährige tanzt sehr richtig, taktstreu und geübt; die Sechzehnjährige ist kein so gut; unbehilflich schreit sie im Takt, eilt und ärgert am rechten Ort; ermit ist ihr Gesicht, ganz ernst; wie ein kleines Mädchen schreit, ganz Dunkelheit von Abend und Wald. Die Sechzehnjährige kann noch nicht richtig tanzen, sie will es erst lernen; ihre Schritte sind fächerförmig; sie blickt unwohlverwandt auf die Füße ihrer Partnerin, die sie leicht unterweicht; die volle Unerschrockenheit sie sieht mit den Händen emporgeschoben. Die Mädchen sind von Ernst und Glück erfüllt, kindliche Würde atmet ihr Tanz.

Das zweite Paar besteht aus zwei Jünglingen, Zwanzigjährigen. Einer, der größere, ist barhäut und hat kurze, rauhe Veden, der andere trägt den Hut mit einem roten Band. Beide lächeln ein wenig, beide geben sich dem Tanz mit etwas ungeschickten Schritten hin und sind sehr bescheiden. Ihre Bewegung ist nur richtig zu machen, sondern sie auch mit dem irgend Mächtigen an Ausdruck und Verzierung zu fassen. Sie strecken die vereinten Hände weit von sich ab; sie legen die Hände weit in den Rücken; sie gehen auseinander tief in die Knie, und beide machen den Rücken hoch über der Reineit. Ihr erster Tanz besetzt den Platz des Polsterinstrumentes; er spielt zarter, lässlich, schwelender, schmachtender. Beide Tänzer lächeln; der große hingegen, stellt, in sich leicht und seinen Tanz verliert, hoch über der Welt, der andere hoch fächerförmig, auch leicht verlegen, ebenso bereit, sich ein wenig belächeln zu lassen wie Job an enten. Der große wird stattdessen durchs Leben geben.

tionen ein. — Ohne Sonntagsbefehl sind nur die Kantone Zürich, Schwyz, Obwalden, Solothurn, Appenzel A.-O., Schaffhausen, Argau, Thurgau. Für über 70 Prozent der Bevölkerung besteht die Neuerung in den Kantonen Bern, Luzern, Uri, Nidwalden, Glarus, Freiburg, Appenzel A.-O., St. Gallen, Graubünden und Tessin, auf 64 Prozent ist sie im Wallis zu 51 Prozent in Neuchâtel u. zu 20 Prozent in der Waadt durchgeföhrt. Der Kanton Genêv hat noch vollständig Sonntagsbefehl. — Es fehlt noch an kritischen Stimmen, die behaupten, daß die Leistungen der Post im ungewöhlichen Verhältnis zu ihren Gehältern stehen; andere dagegen begrüßen das Verschwinden des Briefträgers aus dem Sonntagsleben.

Bildungskurse für Arbeitslose und Notstandsverwirklichten.

Der loeben bekannt gegebene Bericht über die Geschäftsföhderung des Volkswirtschaftsdepartementes im Jahr 1922 prägt sich eingehend über die Bildungskurse und Notstandsverwirklichten aus, die geföhrt auf Bundesratsbefehl vom September 1921 vom Bund subventioniert werden. Es sind recht viele Kurse ins Leben gerufen worden, die Arbeitslosen nicht nur zu ausübender Beschäftigung verhelfen, sondern ihnen auch Wege zu Verdienstmöglichkeiten weisen. Immer mehr wurde mit der Veranstaltung dieser Kurse der Zweck verbunden, jugendliche Arbeitslose in unangenehme Berufe einzuföhren, und Erwerbslose, deren ursprünglicher Beruf nicht mehr Aussicht auf Beschäftigung bietet, Gelegenheit zum Umlernen zu geben. Auf diese Weise können sie sich einem Beruf zuwenden, in dem Mangel an einheimischen Arbeitskräften besteht. Bildungskurse wurden bis dahin in folgenden Kantonen durchgeföhrt: Zürich, Bern, Argau, Glarus, Solothurn, Baselpfand Appenzel A.-O., St. Gallen, Thurgau, Schaffhausen, Waadt, Neuchâtel und Genêv. Von der Ermächtigung, den Besuch dieser Kurse verbindlich zu erklären, haben die meisten Kantone Gebrauch gemacht.

Die Programme der Kurse erstrecken sich auf Garten-, Gemüse- und Obstbau, Hauswirtschaft, Antontionationslehre, Rechnung, Maurerarbeit, Schneiderlei, Theorie für Elektro- und Metallarbeiter, Buchhaltung, Sprachlehre, Handelslehre, Maschinenzeichnen, Stenographie, Gesundheitslehre, Kranken- und Kinderpflege. — Die vom Bund für die Bildungskurse bewilligten Subventionen betragen sich auf rund Fr. 400,000, die Beförderer auf nur rund 25,000.

Zur Beschäftigung von Arbeitslosen, die nicht bei Notstandsarbeiten Beschäftigung finden konnten, oder die infolge ihrer Berufsunfähigkeit (Alten- und Invalidenarbeiter, Fernmediziner, Fabrikarbeitenden) zur Ausübung von schweren Bau- und Erdarbeiten nicht geeignet, wurden von einigen Kantonen, wie Zürich, Bern, Neuchâtel, Notstandsverwirklichten einverleibt. In diesen Verhältnissen werden Schneiderarbeiten, Schuhwaren, Web- und Strickarbeiten für den Verkauf vertrieht. Der Bund best im Drittel des Betriebsverhältnisses dieser Verwirklichten und gab hierfür im Vertriebsjahre 1922 rund Fr. 150,000 aus.

† Frau Schweizer-Studi.

M. Zu den regelmäßigen Besuchen der Generalversammlungen des Bundes schweizerischer Frauenvereine gehörte lange Zeit Frau Maria Schweizer, die Präsidentin des Frauenvereins „Mittl“ in Altwil. Vor einigen Jahren klagte sie uns, daß eine zehrende Krankheit ihre Kräfte unnachgiebig; trotzdem erging sie sich wie je zuvor, in heiterem, fröhlichem Verkehr. Es war stets ein Vergnügen, mit diesen Verhandlungen mit dieser geistreichen Frau zu planen und sich an der herrlichen Güte und der Bewusstheit zu erheben, die aus ihren Worten und ihren Worten herausfließen. Nun hat sie der Tod hinweggerafft. Viele werden sie an den kommenden Fräuentagen vermisse! In der „Nationalzeitung“ widmet ihr S. 8. folgenden Nachruf:

„Unter großer Beteiligung der Gemeinde fand Donnerstags den 22. März auf dem dicht an der Landesgrenze Wache haltenden Altwiler Friedhof die Beisetzung der in weiten Kreisen als Frauenführerin und Kinderfürsorgin bekannten Mäntler, in einem anderen Licht, in einer anderen Art, von einer anderen Musik umflossen. Uns erzuht und begeistert, was jene dort nicht adten: ein Mäntlerkind auf dem Stein, ein verstorbenen Mann, der eine erste Kräfte im Sinne der Erziehung war. Wir erziehen und erziehen, was denen drüben wertlos und selbstverständlich ist. Sie aber liebt bei uns lürdige Dinge und Sitten, die sie ebenjo beneidet, und deren wir längst überdrüssig sind. Wir können vom wir wollen, zu jenen Hütten gehen; es ist uns nicht verboten, uns unter sie zu mischen, uns zu ihrer Musik zu setzen, mit ihnen zu tanzen. Wir bleiben jedoch im Dunkel unter den alten Platanen sitzen, hören die Melodien der drei Mäntler, beobachten das fähige hervende Licht auf den beiden Besten, lauschen, lauschen die Worte, wie es auch im einflussreichen Dunkel klingt und klopft, und dann dankbar den Janderbach der Dämmerung und den beiden Fiedlern einer kleinen ländlichen Welt, deren Spiel nur unter Auge berührt, deren Duft nicht mehr ist, deren Licht nicht mehr ist. Wir schenken ihnen kein Wort, die kleinen Zehnnoten, während unten die tanzenden Figuren mehr und mehr an Schatten werden. Auch dein zotes Kleid, Marie, geht mir unter, ertrinkt in der Finsternis. Auch die hellen, blumenblauen Besatze fliegen aus und fallen dahin. Das warme rote Licht in der Woge atmet hinter, und wir gehen davon, aber auch dies gerinnt.“

Briefe aus Norwegen.

Von Balborg Jaaensen.
Aus dem Holländischen überföhrt von E. Heil.
(Schluß).

Norwegische Musik.

Orion hat das Ausland mit den ganz eigenartigen Tonverbindungen bekannt gemacht, die hier überaus lieblich, bis herab zum einfachen Begleitend.

Frau Maria Schweizer hat. Sie kamme aus dem ober Emmental und verheiratete wie ich Kraftvolles, bodenkundiges Bernerium, wie sie denn auch in ihrer körperlichen Erziehung den Eindruck einer mächtigen Zucht erlangte. Wenn Kinder jag sie mit ihrem gleichgültigen Mann aus, und dennoch hatte sie Kraft und Liebe genug für die verwahrloste Jugend und die rechtlose Frau. Ihre Stimme hatte Gewicht in den unterländischen Tagungen und die Bundesbeschlüsse konnten die wortgewandte Fürsprecherin der Armen. Sie leitete 25 Jahre den von ihr gegründeten Frauenverein „Mittl“, der sich durch vielfache interprofessionelle Untersuchungen, Studien auszeichnet, und im Stillen viel Gutes wirkte. Fräulein Vaur durfte denn auch von dem großen Segen reden, der von dieser Frau ausging, als einer mütterlichen Tüchtigkeit, die trotz ihrer 69 Jahre eine wichtige Rolle hinterließ.“

† Klavierschülerin.

M. Zu Beginn dieses Monats kam aus Kollo die Kunde vom Hinschied der Altshauerin E. 111. Klavierschülerin. Sie war 1867 in Genêv geboren. Als Schülerin von August Bern begann sie ihre Studien an der städtischen ihrer Heimatstadt. In Paris, in den Ateliers von Vernon und Chavallain, bildete sie sich weiter aus. Zum erstenmal trat sie in Genêv mit ihren Arbeiten vor die Öffentlichkeit. An der schweizerischen Nationalausstellung 1886 in Genêv fand eines ihrer Werke „Au Val“ viel Beifall. Später freute sie in Paris im „Salon des artistes français“ aus. Im Musée d'art et d'histoire in Genêv ist eine ihrer besten Leistungen, eine Studie von August Bern, zu sehen. Zahlreiche Porträts in Privatbesitz zeugen von ihrem Talent, ihrem Können und ihrem Fleiße.

**—
Ausland.**

I. Das Elend in Genêv.

(An. 5. IV. 23.) Im unruhigen Aufbruch sind die Notlagen zu Trauerlagen geworden. 1. Die deutschen Zeitungen berichten: Am Morgen des Stillen Samstag (Scherenschnitt) zogen die Fremden in Genêv aus, Autos zu requirieren. Es sollte ein großer Geföh gelang werden. Ein Soldat unter Führung eines Stützpunktes rüdten in die Garage der Kruppwerke ein. Als bald wurden sämtliche Türen der ausgebeugten Kruppanlagen in Tätigkeit gesetzt, woraufhin die Arbeiter zu Laufjungen zusammenrückten. Die Betriebsräte unterhandeln indessen mit den Franzosen, sie möchten auf ihr Vorgehen verzichten, dann sei ihnen ein unbefehliger Mäntler sicher. Zu dreien Malen hätte der leitende Betriebsrat diese Unterhandlungen erneuert. Um es zum schönen die Franzosen nachzugehen zu wollen; statt dessen jöhren sie plötzlich mit Maschinengewehren in die bide Arbeitermenge hinein, die nun entsetzt auseinanderlief, und jogen dann mit vorgehaltenen Gewehren ab. 11 Tote, unter ihnen der Betriebsrat, der die Unterhandlungen geführt, und gegen 50 leicht oder schwer Verwundete blieben auf dem Platze. (Von den Verwundeten sind bisher zwei gestorben, so daß die Zahl der Toten auf 13 gestiegen. Mit Genehmigung wird in Genêv bemerkt, daß der Mäntler auf die Nacht geföhrt päpstliche Delegation, Monsignore Testa, die Verwundeten im Spital besucht habe.) — Als bald darauf eine internationale Kommission in einem Auto die Straße passierte, verlangten die erregten Arbeiter, daß die Insassen aussteigen und das Auto für den Transport der Verwundeten zur Verfügung stellen sollten. Als die Herren sich weigerten, wurden sie aus dem Wagen beföhrt und das Auto ins Gewalt befähigt. — Nachmittags rückte dann eine französische Kompanie mit zwei Panzerautos auf und nahm einen Brandinspektor der Kruppjöhren Feuerwehr fest. Später wurden vier Direktoren der Kruppwerke verhaftet, worauf die Arbeiterhaft am Dienstag mit einem 24-stündigen Proteststreik beantwortet.

2. Die französische Agentur Havas berichtet schwelche abweichend:

Somit bekommen die Ausländer wenig zu hören von der echten Schönheit der nordlichen Musik. Mein Wunder, denn die meisten Vorwörter haben nicht den Ehr der Musik. Die Stimmten mit einem Vorwörter, ein bühnen volkstümliche Musik zum Beten zu geben, dann wird er, zehn gegen eins, das ja „Volkslied“ heißen, das Myriem an einem blauen Montag „gemacht“ und irgend ein „Nord“ komponiert hat. Dies Lied hat gar nichts Nordisches und hätte in jeder Zeit entstehen können. Dann bekommt man vielleicht noch ein paar Liebes von Sterk vorgetragen, die ganz „lieblich“ und schön sind. Orion findet man hier zu schwierig und die Musik der anderen jünger vorzuziehen. Komponieren ist nicht leicht, richtig oder voll Effektivität und läßt ein verwöhntes Ohr ganz kalt. Es gibt eine norwegische Musik, eine marigle, kraftvolle, ursprüngliche Musik, aber sie ist noch nicht verarbeitet und nur als unbeschriebenes Rohmaterial vorhanden. Man findet sie nicht in den Städten, die lebt nur im Volk, und um sie zu hören, muß man es belauschen, was ein Mutter ihr Kind in Schlaf wiegt, wo die Schütter auf dem Feld arbeiten und rufen, oder wo bei Hochzeiten und Feiern die Darganger Gehen all den Wäntler, die man als Kind hat. Ich habe sie schon einmal, die man hier überföhrt zu wunderbarem vereinigt findet: im norwegischen Volksfrater, in der norwegischen Musik. Wenn man einen Band nordischer Nationalmusik in die Hand bekommt, man kann wohl etwas davon lernen finden, aber man muß sehr aus Echten gehen. Schön und fählich steht nebeneinander; eine lange Reihe gemöhtlicher Glassperlen und nur hier und da eine echte Perle dazwischen, wie wenn man zwischen zwei Perlens und zwei Goldbar auf einmal auf einer Seidbahn dahinföhrt. Wenn man sich eine Perle findet (weil nur ein

Bei der Beschlagnahme von Automobilen, die bei den Kruppwerken in Eisen vorgekommen wurde, wurde die aus einem Leutnant und 11 Mann bestehende Abteilung, die die Öbange besahen, sollte von den Arbeitern angegriffen, die durch Streiken herbeigerufen wurden. Die Arbeiter warfen Steine gegen die französische Abteilung und drohten sie mit Revolvern; sie verurteilten die Panzerwagen gegen die Franzosen zu setzen. Der französische Soldat ließ nicht an der Seite und schloß sofort, nachdem er die vorläufige Warnung erteilt hatte, das Feuer. Fünf oder sechs Arbeiter wurden getötet und etwa dreißig verwundet. Auf französischer Seite gab es keine Verluste.“

3. Die Firma Krupp beantwortete den Havasbericht mit folgenden Feststellungen: Wie alle Augenzeugen berichten, hat keiner der anwesenden Arbeiter einen Revolver gehabt. Während des ganzen etwa zwei Stunden dauernden Auftritts hat die Menge trotz ihrer gereizten Erregung in keiner Weise die Soldaten weder angegriffen noch bedroht. Während der ganzen Zeit war der Raum vor der besetzten Halle von den Führern der Arbeiter und der Angelegten frei gehalten. Dreimal machten die Führer den Versuch, das französische Kommando zum friedlichen Abzug zu bewegen, unter Garantie ihrer persönlichen Sicherheit. — Was die heißen Dämpfe betrifft, so kamen die von Lokomotiven einer dicht hinter dem an der Halle vorbeiföhrenden Straßenbahn und konnten nur durch verdrehte Fensterhaken in die Halle gedrungen und also nicht mehr geföhlich sein. Was weiter das Signal durch die Feuern angeht, das die Arbeiter zum Verlassen der Arbeit und zur Annäherung gerufen habe, so muß neuerdings betont werden, daß für das ganze Einbruchgebiet zwischen den Werksleitungen und der Arbeiterhaft die Vereinbarung getroffen ist, falls unter französischen Vojonneten zu arbeiten und beim Eindringen von Soldaten sofort durch Feuereinwurf das Zeichen zur Abberückung der Feuert zu geben, was auch im vorliegenden Falle geschehen ist.

4. Menschlich natürlich, fast selbstverständlich ist es, daß jeder Zeit dem andern die Schuld an dem betrüblichen Geschehnis zuschiebt. Wie Ausnahme der lufthabenden Blätter ist die ganze französische Presse überzeugt, daß der seitige Zwischenfall von deutscher Seite geplant und provoziert worden. Man sehe daraus, sagt „Petit Parisien“, daß unglücklicherweise die deutschen Arbeiter zu wenig wie ihre Vorgesetzten der Reparationspflichten nachkommen wollen, und „L'Evenir“ bezeichnet die Direktoren der Kruppwerke als die Mörder der elf (15) Arbeiter. Man wollte mit dem Jüdischen England und Amerikas Eingreifen beunruhigen etc. Anders „L'Humanité“, das sagt das nicht aus ermordeten und ungehört geblichenen Jüdischen. Sie kritisiert jähig das französische Vorgehen und sieht, bei längerer Dauer der Befehle, weitere solche Vorfälle als kaum vermeidbar voraus. „Die Erschießung der Deutschen ist von den Deutschen in Genêv vorbereitet worden! — Denn es ist für das französische Vorgehen unbedingt nötig, daß diese Verhören vorbereitet wird, damit der veröffentliche Entschluß, alle eventuellen Entpörungen sofort an Ort und Stelle im Keime zu erlöchen, gesichert ist.“

II. Ein traktatiswertes amerikanisches Urteil.

Das ehemalige amerikanische Mitglied der internationalen Notstandskommission, Herr: von P. Moys, hat in der angelegenen amerikanischen Zeitschrift „Nation“ (Nummer vom 14. März) unter dem Titel „Die Invasion“ sich über die Anhebung geäußert: „Zwei leitende Faktoren haben, nach meiner Meinung, die gegenwärtige Nahrungssituation verursacht: 1. Die deutsche Kriegswirtschaft ist immer noch festgehalten worden als irgend ein Teil des Weltmarktes für unendlich imstande wäre, 2. Frankreich weiß, daß es hat es immer gewohnt. Es hat absichtlich eine Zahl geföhrt, die Deutschlands Verfehlung übersehen würde. Seit 1920 hat die Regierung in Frankreich sich in Städten von Männern gelogen, die die Verfehlung Deutschlands für unendlich wichtig bei der Entscheidung von Reparationen.“ Der Verfasser zieht dann einen Vergleich zwischen der Kriegswirtschaft, die 1871 Frankreich unterlag worden und derjenigen, die jetzt

französisches Motiv, dann ist's gleich ein wahrer Schab. Die eigenartigen, ursprünglichen Töne lassen einen nicht mehr los, sie flingen und flingen fort, laudend, und sie führen einen weiter und weiter ins Unendliche.

Es sind ja „sch“, so voller Möglichkeiten wie ein stiller, abänderer See im Dondgebirge, der sich in Wägen, Klüften, Strömen und Wasserfällen ergießt.

Gerade heute fand ich solch ein Motiv und freute mich den ganzen Tag daran.

Es heißt „Stritteln“ (Häufigkeit), ein Volklied aus Norwegen.

Ein junger Fiedler ist früh am Morgen hingekommen. Man hört immer wiederholt den einseitigen Fiedeln der Mienen. Kann hat er ein gutes Mäntler gefunden, so kommt ein anderer und will auf sein Lied da auswerfen. Das duldet unser Fiedler nicht und vertreibt ihn mit seinem Angehörigen.

Nun ist er ganz glücklich und schmettert seinen Fiedel in den höchsten Tönen. Aber ein einmahl fängt der Schelm ganz betäubt an zu fluchen, daß er nun „ganz lieblich“ rufen muß. Und alle ist's, als ob er selber das Spott seiner Vertriebnis einläßt, wenn er mit einem langen Atemzug singend lacht: „Inch, Inch, in—de—il“

Ein reizend Liebchen voll sprühenden Humors.

Eine andere Weise: ein Mäntler liest an Feiner und wir hören in getragener Weise (ambante) ein Lied, daß die ihren Schab kommen fühlte. Es erregt ihn an Gedanken und man: „Den abend kann ich dir nicht öffnen.“ Aber er kommt doch. Da wird sie böse und ungeduldig, und nun geht's auf einmal in Negro über. Sie sagt: „Ist er denn ganz und gar verrannt? er weiß doch, wie ich das Lied über lang kann sie nicht paktieren.“ Aber das Lied ist ein anstößiges Gedicht, lange, glühliche Abend belauschen wir nicht können,

Deutschland leisten soll. Nach Schätzung eines Mitgliedes der französischen Regierung habe das Vermögen Frankreichs damals 25 Milliarden Dollars betragen, so daß die Kriegswirtschaft von 1 Milliarde Dollars (5 Milliarden Franken) 4 Prozent des Vermögens ausgemacht habe. 1911 sei das Vermögen Deutschlands auf 75–90 Milliarden Dollars geschätzt worden und könne am Ende des Krieges kaum mehr 75 Milliarden betragen haben. Das Londoner Ultimatum von 1921 habe die Entschädigungssumme auf 12 Milliarden Dollars (132 Milliarden Reichsmark) angelegt, also auf 49 Prozent des deutschen Gesamtvermögens. Dem sei weiter beizufügen: Nach den Zahlen, die 1872 dem französischen Parlament vorgelegt worden, habe der Krieg 1870/71 Frankreich 6 Prozent seines Vermögens gekostet, wovon der Krieg von 1914–18 Deutschland 30–40 Prozent seines Vermögens gekostet habe. — Wenn weiter Frankreich seine Kriegswirtschaft bis 1873 bezahlt habe, so sei das möglich gewesen infolge seines Kredites, der von den Neutralen und von Deutschland selber geföhrt worden, wogegen die gesamte Politik der Allierten seit dem Waffenstillstand auf die Zerstörung des deutschen Kredites hingearbeitet habe. „Kann angesichts solcher Verhältnisse und Zahlen ein Mensch mit gesundem Sinnen behaupten, daß Deutschland einen Betrag der von Frankreich geföhrenden Reparationen bezahlen kann? oder daß es nur eine entfernte Aussicht hat, sich von den Strafbestimmungen eines Verurteilten und der Drohung einer Jauktion frei zu machen?“

Die Beziehung von Frankreich 1921 sei ein Versuch gewesen, zu sehen, ob England energisch genug protestieren werde. Immer seien in den Notifikationen die mangelnden Kostentfernungen vorgezogen worden. Als Vorsitzender der internationalen Kohlenkommission, leit der Verfasser, habe er einen Plan ausgearbeitet, wonach Deutschland imlande wäre, 1,250,000 Tonnen Kohlen im Monat zu liefern. Er wolle dann feststellen wissen, wie viel Kohlen Frankreich zu transportieren imstande sei, da er überzeugt gewesen, daß Deutschland mehr Kohlen liefern als Frankreich transportieren könne. Aber Poincaré habe sich widersetzt und nicht erlaubt, daß diese Frage überhaupt diskutiert würde. Er hielt offenbar eine Verweigerung Deutschlands in den Kohlenlieferungen für verwerflich als die Möglichkeit, mehr Kohlen zu erhalten. (D. h. also: Die Reparationen usw. sind mehr Mittel als Zweck, der Zweck selber bleibt unerreicht.)

Der Verfasser schließt mit einer scharfen Kritik an der amerikanischen Regierung, deren Unterlassungshünden größer als Frankreichs Verschuldungen seien. Die einzige Hoffnung für Europa liege in einer gemeinamen Aktion der Vereinigten Staaten und Englands. (Nach der Nr. 3.)

Zur Nationalität der verbeirateten Frau in Deutschland.

Wir haben in der letzten Nummer erwähnt, daß aus dem deutschen Verleumdungen von Frankreich die Nationalität an die Regierung erlangen lie, ob sie gewillt ist, nach dem Beispiel von Amerika und England ihre Staatsangehörigkeitsgesetzgebung der Frauen abzuändern.

Die deutsche Regierung hat auf die Anfrage nicht geantwortet. Da diese Antwort, die in der „Nation“ veröffentlicht wurde, nicht nur für die deutschen Frauen, sondern für die Frage an sich von Interesse ist, geben wir sie in ihrer weitestgehenden Fassung hier wieder.

In den nicht jüdischen Fällen, in denen die Eheverbindung des fremden Staates, dem der Ehepartner verheiratet wurde, nicht zur Folge der deutschen Frauen, sondern für die Frage an sich von Interesse ist, geben wir sie in ihrer weitestgehenden Fassung hier wieder. In den übrigen weitaus meisten Fällen erwirbt sie durch die Eheschließung mit einem Ausländer ihren ausländischen Staatsangehörigkeit. Eine Verheiratung, wonach die deutsche Staatsangehörigkeit der Frau durch die Eheschließung mit einem Ausländer nicht berührt wird, würde demnach in der Regel dazu führen, daß die Frau eine doppelte Staatsangehörigkeit besitzt. Im allgemeinen ausbepflanzlichen Interesse erachtet es jedoch dringend erwünscht, Fälle doppelter Staatsangehörigkeit, die eine fortgesetzte Beobachtung internationaler Beziehungen in sich bergen, und Möglichkeit zu vermeiden. Die Staatsangehörigkeitsgesetze zahlreicher Staaten, auch das deutsche Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz, sowie namentlich die neueren

endigt das Lied in jeder Lage, als hörte man ein unterdrücktes Schluchzen.

Ein kleines Allegretto von 16 Taten, Worte und Klang, nicht viel mehr als eine Einleitung, ist eine Wollschleife, die hinterher in Telemarkten von größter Originalität.

„Daleu Jonson hat ein Gemahl, Daleu Jonson hat ein Gemahl, Die hat er erobert mit Laune und Ehr.“ Und dann kommt nichts mehr als die drohliche Frage: „Kennst du Daleu Jonson?“

Die ganze Geschichte muß man sich dazu denken, denn man kann die meisten Anstößigkeiten des Motivs, das hier zum erstenmal vorkommt, geben von selber weiter und weiter, und man kann ruhig antworten, daß man Daleu Jonson durch und durch kenne.

Ein Jümel aus dem Doucegebirge ist ein Lied vom tiefer Schmetzt und namentlichen Schab über die Götter, die geföhren, mit dem immer wiederkehrenden Refrain: „Nimmend das ich gelehrt wie sie.“ Hier sind wunderbar schmeizende Töne, herrliche Übergänge, art und reich wie ein Sommer, sie erinnern an Wagner.

Die Zeit war ein fähiger Tag. Die Blätter fangen an sich zu rühren, die Forträufer leuchten golden im leuchten Verdienst.

Wir wollten Bekannte sammeln und jagen uns mit Köben beschnitten und mit der norwegischen Wiederannulierung, um im Freien daraus zu fliegen. Jeder in den Bergen sollten sie die Feuer-Präparaten, die im Zimmer beim lauteften Praxentreiben in der Abendstimmung, da flüht wohl alles lieb und ab, aber quiden den strengen, hohen Felsen im ersten Verdrinale, in der hellen Mittagstunde, da konnten wir hören, ob es echt ist oder nicht.

Und es klang wie nie zuvor. Gerade hierher hätte ich mich nicht geföhrt, da ich nicht einfallen sollte in ihrem vollen Recht. Nicht vor uns vor ein

